

I.

REPRÄSENTATION UND KÖRPERBILD

Was ist das Körperbild? | Außen und Innen, Sichtbares und Unsichtbares | Die drei Register Symbolisches, Reales, Imaginäres | Offenheit der menschlichen Natur | Spiegelstadium und Anthropomorphisierung der Realität

Die erneute Einladung zu einem Seminar erfüllt mich mit großer Freude. Das letzte Mal hieß das Thema „Angst“; dabei hatte ich mich an Lacans Seminar X orientiert. Diesmal werden wir uns mit dem Körperbild beschäftigen, das in der psychoanalytischen Theorie wie auch in der Praxis von großer Bedeutung ist. Im Unterschied zum Kurs vor drei Jahren orientiere ich mich diesmal nicht an einem bestimmten Seminar Lacans, am ehesten nehme ich auf das zweite Bezug, das übrigens ins Japanische übersetzt worden ist. Ich werde jedoch meine Gedanken freier entwickeln. Außerdem werde ich mich möglichst oft auf Fragen der Pathologie beziehen. Dennoch wird nicht alles anders sein in diesem Seminar: Auch diesmal möchte ich Ihnen Zeit für Fragen, Diskussionen und Einwände geben – Sie können mich jederzeit unterbrechen. Das Seminar ist für mich eine Art Werkstatt, nicht die Ausbreitung einer abgeschlossenen Lehre.

Es scheint so, als ob das Thema sehr eng gesteckt wäre. Wenn man sich aber etwas in es hineindenkt, sieht man, wie viele Dimensionen es hat. Wenn man zum Wort Körperbild assoziiert, kommen einem verschiedene Wörter in den Sinn. Man könnte an eine Photographie denken; in der Tat gibt eine Photographie das Bild eines Körpers wieder. Oder, man könnte an die Vorstellungen denken, die man von seinem eigenen Körper – oder von dem eines andern Menschen hat. Auch wenn man den eigenen Körper dem Blick anderer Menschen aussetzt, ist das Körperbild mit im Spiel, wenn man sich fragt, wie die andern einen sehen. Schließlich sind auch Bezüge von Körperbild und Psychosomatik denkbar.

Alle diese Assoziationen sind irgendwo mitgemeint im Thema, aber sie treffen es nur am Rande. Es geht um Grundsätzlicheres. Es gibt verschiedene Ausdrücke, die sehr ähnlich sind wie das, was ich

mit Körperbild meine, z.B. das Körperschema. Wie ließe sich das Körperschema vom Körperbild unterscheiden? Einige Autoren sprechen vom Körperselbst, andere sagen, das Körperbild sei nichts anderes als das Ich. Wobei man hier anfügen muss, dass das Ich verschiedene Dimensionen hat: Es gibt die sprachliche Dimension des Ichs, also das Ich, das spricht; es gibt die bildliche Dimension des Ichs, die man im Französischen *moi* nennt. Im Französischen ist das sprechende Ich das *je*. Es ist interessant zu sehen, dass nicht alle Sprachen, nicht einmal alle westeuropäischen Sprachen, diese Unterscheidung kennen.

Das Körperbild hat zu tun mit dem Imaginären. Nun kann man sich fragen, warum sich die an Freud und Lacan orientierte Psychoanalyse ausgerechnet mit einem Bild beschäftigt? Geht es in der Psychoanalyse nicht eher um das Sprechen? Geht es nicht vielmehr um die Auflösung der Bilder? Wenn man so denkt, macht man einen undialektischen Gegensatz von Sprechen und Bild. Auch das Bild kann sprechen. Das Sprechen erzeugt wiederum Bilder. Man muss davon Abstand nehmen, die beiden als Alternativen, als Entweder Oder zu denken. Gewiss gibt es Differenzen zwischen Bild und Sprechen. Aber ebenso wichtig sind die Zusammenhänge zwischen beiden.

Worin liegt nun die Bedeutsamkeit des Körperbildes? Wir nähern uns einer ersten Antwort über den Dualismus von Außen und Innen, die – wie Bild und Sprechen – miteinander verknüpft sind. In der Psychoanalyse denkt man oft das Außen nur als Projektion des Innen. Das Innen ist jedoch auch ein Effekt des Außen. Bemerkenswert ist vor allem, dass das Subjekt sich zuerst im Außen erfährt. Noch bevor es von sich selber weiß, erfährt es sich im Außen.

Das Außen ist auch sonst von großer Bedeutung: Wenn wir mit etwas Innerem, Unsichtbarem zu tun haben, möchten wir es sichtbar machen. Das Unsichtbare ertragen wir nicht so gut wie das Sichtbare. Der Grund liegt darin, dass das Außen, das Sichtbare eher beherrschbar ist. Denken wir nochmals an die Angst. Wenn wir nicht wissen, was uns Angst macht, haben wir den Wunsch, der Angst ein Objekt zu geben. In der Phobie zum Beispiel ist das Objekt ziemlich beliebig. Es ist so, als ob der Phobiker sagen würde: „Es ist besser, sich vor etwas Bestimmtem zu ängstigen, als vor etwas Unbestimmtem.“ Man kann das als eine Art Politik der Angst bezeichnen. Wenn ein Land oder eine Gesellschaft in Unordnung oder in Gefahr ist, dann werden auch irgendwelche Objekte genannt, die als Ursache für die Unruhe genannt werden. Das Innen ist zwar unsichtbar, aber es ist spürbar. Das Spürbare wiederum hat einen Bezug zum Sprechen.

Aber manchmal ist es schwieriger, über das zu sprechen, was man spürt, als über das, was man sieht.

Wir werden in der Folge immer wieder drei Begriffe antreffen, die das lacansche Werk strukturieren. Das sind das Reale, das Symbolische und das Imaginäre. Diese drei Konzepte, oder diese drei Kategorien, oder diese drei Register – Lacan spricht vor allem von Registern – sind miteinander verwoben. Es ist – wie beim Sprechen und dem Bild, beim Innen und dem Außen – so, dass wir die drei Register nicht scharf voneinander trennen können. Der späte Lacan hat diese drei Register in einer Topologie dargestellt, im Borromäischen Knoten. Die drei Register werden als Ringe, Kreise gezeichnet, die so miteinander verflochten sind, dass das Herauslösen des einen die Vereinzelung der beiden anderen zur Folge hat. Es ist nicht so, dass zunächst zwei miteinander verknüpft sind, und dann kommt der dritte dazu, sondern einer ist über den anderen gelegt, und ein Dritter verbindet sie so, dass wenn man einen der drei wegnimmt, jeder von ihnen frei wird. Das klingt sehr theoretisch, aber es wird sofort anschaulich, wenn wir an irgendeine Aussage denken. In jeder Aussage sind nämlich diese drei Register enthalten: Beginnen wir mit der Ebene der *énonciation*, des Aktes des Aussprechens. Dieses Register des Symbolischen wird für mich erfahrbar, wenn ich höre, dass der andere spricht und wie der andere spricht; was er sagt, wird dagegen vernachlässigt, gleichsam überhört. Das zweite Register, das Imaginäre – die Reihenfolge ist beliebig – beinhaltet eine Vorstellung, ein inneres Bild, das ich von einer Sache habe. Um dieses Register erfahrbar zu machen, höre ich nicht auf die Stimme, wie jemand etwas sagt, sondern was er damit sagt. Das dritte Register wird als das Reale bezeichnet. Es ist das, worauf sich das Sprechen und der Inhalt des Sprechens beziehen. In der Linguistik spricht man von der Referenz.

Linguistisch ausgedrückt entsprechen das Symbolische, das Imaginäre und das Reale dem Signifikant, dem Signifikat und der Referenz. Aus dem Zusammenwirken von Signifikant und Signifikat resultiert für uns eine Vorstellung. Ich kann keine Vorstellung haben, die nicht irgendwie mit dem Sprechen verknüpft ist. Sie können mir sagen: „Ich kann doch etwas zeichnen, dann muss ich nicht sprechen.“ Dazu ist zu sagen, dass in das Zeichnen die Voraussetzung des Sprechens miteinfließt. Damit ein Kind zeichnen kann, muss es schon sprechen können. Jetzt kann man erneut einwenden, dass es Kinder gibt, die nicht sprechen können und doch zeichnen. Das trifft zwar zu; gleichwohl sind diese Kinder in einem Zeichensystem drin,

das sich nicht dem Realen verdankt, sondern autonom ist. Das zeigt sich darin, dass ein Wort – oder eben ein Zeichen – für eine Sache austauschbar ist. Ich kann mich in einer anderen Sprache ausdrücken und damit andere Wörter verwenden, aber auch irgendein Zeichen machen, z.B. mit einer Hand. Die Taubstummensprache funktioniert so, dass sie mit Gestik operiert. Es gibt keine notwendige Verknüpfung zwischen einem Zeichen und der Sache. Oder anders gesagt: die Verknüpfung ist konventionell. Damit man sich in einer Gemeinschaft verständigen kann, braucht es eine Konvention. Wenn sie einmal festgelegt ist, kann man nicht mehr aus ihr austreten, es sei denn, man wäre nicht mehr verständlich. Es gibt eine Kindergeschichte von einem Schweizer Autor namens Peter Bichsel,¹ der einen Mann beschreibt, der auf die Idee kam, die Verknüpfungen zwischen Wörtern und Sachen zu ändern. Er sagte seinem Bett Bild, den Stuhl nannte er Wecker, den Tisch Teppich, die Zeitung Bett und so fort. So lange er alles in die konventionelle Sprache zurückübersetzen konnte, ging es gut. Aber der Mann machte so viele Verknüpfungen, dass er am Ende die Zuordnungen innerhalb der konventionellen Sprache vergaß. Von dem Moment an konnte er sich nicht mehr verständlich machen. Das zeigt die Bedeutung der Konvention. Jede Sprachgemeinschaft braucht sie. An den Rändern dieser Konvention kann man Spiele machen; der Witz lebt davon, auch Träume und Fehlleistungen.

Sprechen wir vom Imaginären. Wir können uns alles Mögliche vorstellen, solches, das es in der Realität gibt und solches, das wir überhaupt nie gesehen oder gehört haben. Deshalb ist das Imaginäre auch der Bereich der Phantasie. Das Körperbild gehört sehr wohl auch zum Imaginären. Wenn Sie an die Verknüpfung mit dem Sprechen denken, so sehen Sie, dass damit nicht bloß das Visuelle gemeint ist; das Bildhafte kann auch ins Sprechen übergehen.

Nun zum Realen. Das Reale wäre in einer ersten Annäherung der Bezugspunkt, worauf sich das Sprechen mit der Vorstellung bezieht. In diesem Sinne lässt sich das Reale auch wiederum versprachlichen. Ich kann etwas, das noch nicht ein sprachliches Gewand hat, in eine Sprache einkleiden. Unsere Körper werden in ihren Teilen benannt; es gibt das Geschlecht, die Größe, die Statur, u.s.w. Das ist noch nicht die brisante Dimension des Realen. Ich begegne ihr auch nicht, wenn ich mit dem Kopf gegen eine Wand anrenne und auf diese Art die Widerständigkeit des Realen erfahre. Dann merke ich zwar, dass die Wand nicht bloß vorgestellt wird, sondern etwas Wirkliches ist,

1 Vgl. dazu Peter Bichsel, „Ein Tisch ist ein Tisch“. In: *Kindergeschichten*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand 1977, S. 18-27

aber das ist wenig aufregend. Das Reale, das in der lacanschen Psychoanalyse immer wieder Thema ist, ist das, was vom Symbolischen nicht erreicht wird, was sich ihm entzieht.

Wir müssen also davon ausgehen, dass das Sprachliche, das man in einer ersten Annäherung das Symbolische nennen kann, Grenzen hat. Wir begegnen hier dem Nicht-Alles, es gibt einen Rest. Er spielt z.B. in der Kunst eine Rolle, etwa wenn ein Künstler versucht, etwas von diesem nicht zu Versprachlichenden wiederzugeben. In der Psychoanalyse ist dieses Reale von sehr großer Bedeutung. Ich erfahre es z.B. als Analysant, wenn ich spreche. Dann habe ich das Gefühl, ich könne alles sagen, aber etwas entzieht sich immer wieder meinem Sprechen. Das hatte Freud entdeckt, er sprach in diesem Zusammenhang vom Urverdrängten.² Man kann es eigentlich nur von der Sprache her denken, obwohl es genau das ist, was von ihr nicht aufgenommen sondern ausgeschlossen wird. Gleichwohl wirkt es als dynamisches Moment in der Sprache. Es ist wie ein Kern, von dem her es spricht. Wenn ich sage „es spricht“, so ist dieses Es nicht nur grammatisch, Freud hat daraus eine Instanz gemacht.³ Lacan hat in diesem Zusammenhang eher vom Anderen gesprochen, wobei dieses Andere mehrere Dimensionen hat. Einerseits ist auch die Sprache das Andere, weil die Sprache von außen kommt, sich nicht biologischen Gegebenheiten verdankt. Andererseits ist aber auch dieses Urverdrängte das Andere, man könnte sagen, das reale Andere.

In Bezug auf die Nicht-Erreichbarkeit des Anderen erscheint die Ebene des Sprechens als diejenige der Repräsentation. D.h. es gibt keinen unmittelbaren, wissbaren Bezug zwischen dem Realen und der Ebene des Sprechens. Wir können diese Aussage anwenden auf den Trieb. Der Trieb ist etwas, das immer wieder insistiert, d.h. im Kern gehört er zum Realen. Er heftet sich an Vorstellungen. Freud sagte, dass der Trieb nie Objekt des Bewusstseins werden könne, nur die Vorstellungen, die ihn repräsentierten.⁴ Geben wir ein einfaches Beispiel dazu: Was wir als Nahrung zu uns nehmen, hat mit dem oralen Trieb zu tun. Ihn können wir nie ganz befriedigen. Statt dessen haben wir die Möglichkeit, tausend verschiedene Nahrungsmittel zu uns zu nehmen. Sie entsprechen der sprachlichen Repräsentation. Das zeigt sich z.B. beim Anblick einer Menükarte. Wir haben ein paar schwarze Zeichen vor uns, lesen sie und stellen uns vieles vor, was wir jetzt essen könnten. Wenn das Essen gut war, sind wir nach-

2 Vgl. dazu Sigmund Freud, „Die Verdrängung“. G.W. X, S. 250.

3 Vgl. dazu S. Freud, „Das Ich und das Es“. G.W. XIII, S. 251 ff.

4 Vgl. dazu S. Freud, „Das Unbewusste“. G.W. X, S. 275

her zufrieden mit dem, was wir gegessen haben, aber ganz gesättigt sind wir nicht.

Man könnte hier zur Bulimie bemerken, dass sie einem Versuch gleichkommt, das was sich entzieht, oral zu erfüllen. Man kann auch an den Drogenkonsum denken. Die Suche nach der totalen Befriedigung scheint demzufolge ein Übel zu sein. So kommt man dazu, zu sagen, dass die unvollständige Befriedigung die viel bessere Befriedigung ist. Sie sehen, dass es wichtig ist, dem Realen einen Platz zu geben. Aber es hat ein Janusgesicht: Einerseits setzt es meinem Wissen, meinen Fähigkeiten, meiner Befriedigung, meiner Kontrolle immer wieder Grenzen. Andererseits hält es das Begehren aufrecht. Ich habe jetzt vom Begehren gesprochen, nicht vom Wunsch. Mit Begehren ist gemeint, dass eben dieser Entzug des Realen stets irgendwo mitanwesend ist; das Begehren hat kein eigentliches Objekt. Es ist vom Bedürfnis und vom Verlangen zu unterscheiden. Das Bedürfnis wäre etwas, was von der Natur gegeben wäre. Wie steht es denn mit der Natur des Menschen? Dadurch, dass wir sprechende Wesen sind, ist uns die ursprüngliche Natur weitgehend, nicht ganz verloren gegangen. Man kann also sagen, die Natur wäre das Reale – sie fehlt weitgehend. Es gibt zwar noch gewisse Instinkte, aber der Trieb ist etwas ganz anderes. Wir haben gesehen, dass im Trieb die industrielle Produktion, eine Menge von Wissen mit im Spiel sind, wenn z.B. die Nahrungsmittel hergestellt werden. Oder wir könnten an den Schautrieb denken und auch da sehen, dass die Objekte industriell hergestellt sind. Da die menschliche Natur ein X ist, weitgehend fehlt, wird sich der Mensch selber zur Frage. Sie ist unabschließbar, wegen des sprachlich uneinholbaren Realen.

Nun möchte ich etwas nachtragen, was mit der Bitte zu tun hat, die sich vom Bedürfnis unterscheidet. Die Bitte – das französische Wort dafür heißt *demande*, was sich auch mit „Verlangen“ oder „Anspruch“ übersetzen lässt – ist geleitet von der Vorstellung einer vollen Erfüllung. Vor allem kommt hier die Liebe mit ins Spiel. Dass der eine ganz für den andern da sein soll, ist Ausdruck einer Bitte. In jeder Beziehung ist diese Dimension der Bitte anwesend. Sowohl das Bedürfnis wie die Bitte werden als artikulierte immer wieder durchquert von der Ebene der Repräsentation, so dass das Begehren die eigentliche Dimension des Wunsches ist. Das Verlangen, die Bitte, ist ein Versuch, dem Begehren einen Halt, eine Verankerung zu geben. Die Offenheit des Begehrens zeigt sich schon beim kleinen Kind. Das Bild, das visuelle Bild, erscheint wie eine vorzeitige Erfüllung der Frage nach sich selbst. Wenn wir Eltern mit ihren kleinen

Kindern beobachten, so zeigen sie auf das Spiegelbild, in dem das Kind erscheint, und sagen: „Dort bist du“. Die Freude, die das Kind empfindet, drückt so etwas aus wie: Jetzt weiß ich, wer ich bin, oder ich habe mich entdeckt. Es ist vergleichbar mit dem, was der Dichter Ovid mit der Figur des Narcissus beschrieben hat.⁵ Narcissus entdeckte sein Spiegelbild auf der Oberfläche eines Teichs, ohne zunächst zu wissen, dass er sein eigenes Bild sah. Erst auf Grund der Bewegungen, die er machte – er wollte das Bild ergreifen – entdeckte er, dass es sein Bild war.

Dieses Heranholen-Wollen weist auf einen Verlust hin, den jeder Mensch erfährt. Das Spiegelbild ist Ausdruck eines ursprünglichen Verlustes, den der Mensch erfahren hat. Es ist eine Entzweiung, und es gibt von da an immer wieder das Begehren nach dem Eins-Werden. Solange aber die Ebene des Sprechens da ist, ist dieses Eins-Werden unmöglich. Es wäre ja auch verhängnisvoll, wenn dieses Eins-Werden möglich wäre. Das käme dem Verlust des Subjekts gleich.

Machen wir nun einen Sprung und sprechen wir von Kinderzeichnungen. Wie zeichnen Kinder die Sonne? Sie zeichnen sie regelmäßig mit einem Gesicht. Weshalb ist das so? Offenbar besteht ein Zusammenhang mit dem Innen-Außen-Bezug. Wir sehen unser eigenes Gesicht nicht, hingegen sehen die andern unser Gesicht; aber im Spiegel sehen wir das eigene Gesicht. Das Eigene sehen wir zuerst außen, und wir übertragen es nachher auf andere Figuren.

Ein zweites Beispiel kommt aus Freuds Fallgeschichte des „Kleinen Hans“⁶. Eines Tages sieht der vier- oder fünfjährige Junge eine Lokomotive. Sie müssen sich vorstellen, dass es damals noch keine elektrischen Eisenbahnen gab, sondern Dampflokomotiven. Das sind diese eindrucksvollen großen Ungetüme, aus denen Dampf herauszischt. Als der kleine Hans diesen Dampf herauszischen sah, fragte er: „Hat die Lokomotive auch einen Wiwimacher?“ Die Frage setzt voraus, dass er schon um sein Geschlecht wusste, jedoch nicht, ob auch die Lokomotive eines hatte. Er setzte seine Körperform in Beziehung zur Lokomotive. Ist das eine Phantasie dieses Kindes? Ich würde behaupten, es ist regelmäßig so, dass die eigene Körperform in

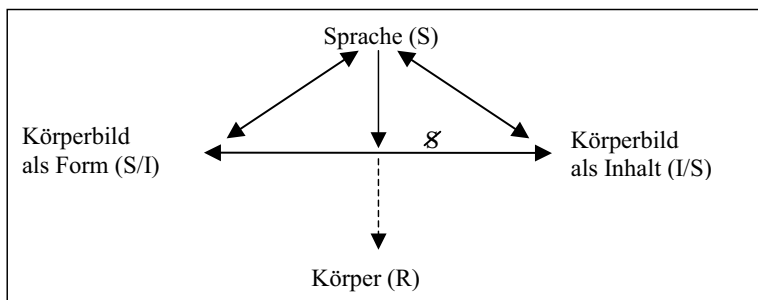
5 Vgl. dazu Ovid, *Metamorphosen*. München: Goldmann, 3. Buch, S. 68-72.

6 Vgl. dazu S. Freud, „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben“. G.W. VII, S. 246 f.

einen Bezug zu äußeren Figuren gesetzt wird. In der Philosophie spricht man dabei von Anthropomorphisierung.

Ein drittes Beispiel kommt aus einem Traum: Jemand träumt von einem Schmetterling. Nun scheinen wir mit unserer Erklärung auf eine Schwierigkeit zu stoßen, denn wie kann man einen Schmetterling mit der Körperform in Beziehung setzen? Der Schmetterling hat doch zwei Flügel, der Träumer hat keine. Gleichwohl hat diese Figur des Schmetterlings etwas mit dem Träumer zu tun, oder auch der Träumer mit dem Schmetterling. Wir berühren hier eine andere, viel weitere Dimension des Körperbildes: diejenige der Metaphorik. Ein Schmetterling geht von Blume zu Blume. Wenn uns jemand so etwas erzählt, hören wir als Analytiker diese Aussage nicht in einem wörtlichen Sinne, vielmehr weckt sie in uns ein Bild des Träumenden, das mit seinen Wünschen zu tun hat. Wir haben also hier wieder ein Bild und das Sprechen, aber auch die Metaphorik. Dies erlaubt, zumindest zwei verschiedene Dimensionen des Körperbildes zu unterscheiden: Die erste beinhaltet das Körperbild als Form, die zweite das Körperbild als Inhalt. Ich gebe Ihnen dazu ein Schema:

Abbildung 1



Wir können auch sagen, das Körperbild als Form meint das Symbolische des Imaginären. Sie sehen im Schema an der Tafel die linke Seite: Körperbild als Form, S von I. Damit wird das Zusammenwirken des Symbolischen mit dem Imaginären bezeichnet. Die Referenz ist der Körper. Warum das Körperbild als das Symbolische des Imaginären bezeichnen? Es gibt eine einleuchtende Definition eines französischen Autors namens J.C. Milner, der die drei Register folgendermaßen definiert hat: Das Symbolische ist das, was trennt; das Imaginäre

ist das, was verbindet; das Reale ist das, was persistiert.⁷ Das Spiegelbild kommt zuerst einer Trennung des Subjekts gleich, auch wenn es dies noch nicht weiß, das Kind sich im Gegenüber des Spiegels sieht und sich dabei – als abgebildetes – gleichsam vergisst. Für den Außenstehenden erscheint es sich selber außen. Mit diesem Verlust wird das – trennende – Moment des Symbolischen bezeichnet. Das visuelle Bild gehört zum Imaginären, ein Ausdruck, der ja von *imago*/Bild kommt. Demzufolge lässt sich die Entdeckung des Spiegelbildes als das Symbolische des Imaginären auffassen.

Am Beispiel des Schmetterlings haben wir eine andere Dimension gesehen: das Körperbild als Inhalt, was sich als das Imaginäre des Symbolischen definieren lässt. Der Schmetterling stellt Züge dar, die der Träumende in einem Traumbild darstellt. Anders gesagt: Im Symbolischen ist sein Begehren enthalten; es verkörpert sich in einem Traumbild. In einer Psychotherapie wäre es auch möglich, eine Figur zu formen oder ein szenisches Arrangement darzustellen. Das weist auf die Notwendigkeit hin, S von I und I von S zu unterscheiden.

Im Schema an der Tafel sehen wir des weiteren in der Vertikalen die beiden anderen Elemente, zunächst die Sprache (*langage*), die man annäherungsweise mit dem Symbolischen gleichsetzen kann. Damit ist auch die Ebene der Repräsentation gemeint. Außerdem wird im Schema der Körper als das Reale bezeichnet. Ich habe die Linie in der Vertikalen nicht durchgezogen, sondern gestrichelt, weil es keine direkte Verbindung zwischen der Sprache und dem Körper gibt. Die Verbindung läuft über das Imaginäre. Wenn z.B. eine Mutter die Körperteile ihres Kindes benennt, sind Vorstellungen mit im Spiel – das ist der Daumen, der schüttelt Pflaumen, usf. Sie wissen, dass kleine Kinder die Hände zuerst als Fäuste zeichnen. Es ist schon ein Fortschritt, wenn sie Finger zeichnen können. Denken Sie an die Wörter, die es für die Bezeichnung der Geschlechter gibt. Der Körper insgesamt ist besetzt mit vielen Vorstellungen. Es gibt Geschichten, die das gerade darum veranschaulichen, weil Wörter fehlen, weil niemand da ist, der mit den Kindern spricht. Ich denke an zwei Filme, „Das Wolfskind“ oder „Kaspar Hauser“, die deutlich zeigen, was passiert, wenn niemand da ist, der mit dem Kind spricht, wenn niemand den Körper symbolisiert.

7 Vgl. dazu Jean-Claude Milner, *Les noms indistincts*. Paris: Ed. du Seuil 1983, S. 7

Ich habe im Schema noch etwas Rätselhaftes gezeichnet: das schräg gestrichene Subjekt. Das Subjekt muss ja irgendwo einen Platz haben, sonst gäbe es bloß die Einwirkung der Sprache auf den Körper, jedoch für niemanden. Vielleicht ließe sich die Psychosomatik so charakterisieren, dass das Subjekt fehlt und alle Vorgänge gleichsam ohne Beteiligung eines Subjekts, maschinenhaft ablaufen. Normalerweise ist das Subjekt jedoch dort im Schnittpunkt, wo sich die beiden Achsen treffen. Der Schrägstrich durch den Buchstaben S bedeutet: Das rohe, mythische Subjekt wird durchquert von der Ebene des sprachlichen Anderen, die bewirkt, dass das Subjekt nicht in der Unmittelbarkeit verharret, sondern in die Mittelbarkeit eingeführt wird. Dieser Vorgang impliziert, dass das Reale ausgeschlossen wird. Das ist die Einstiegspforte in die Thematik des Körperbildes.

Für mich wäre es wichtig zu erfahren, ob die Ausführungen verständlich waren oder zu schwierig.

Frage eines Studenten: „Die Ausführungen waren insgesamt verständlich, ich möchte aber zu zwei Punkten etwas fragen: Was versteht man unter dem Realen? Was ist mit dem Kern des Sprechens und dem Übergang zum Anderen gemeint?“

Antwort: Zunächst etwas über die Beziehung des Sprechens und des Anderen. Wenn wir denken und sprechen, haben wir den Eindruck, dass wir über die Sprache verfügen. Er ist das Resultat eines langen Prozesses. Die Sprache ist uns nicht angeboren. Wir sprechen in der Muttersprache; die Mutter ist erster Repräsentant des Anderen. Hätte sie uns nicht eingeführt in ihre Sprache, hätten wir keinen Bezug zu uns selber. Nun hat diese Ebene des Anderen die Eigenheit – ich habe von Konvention gesprochen –, dass sie innerhalb einer Sprachgemeinschaft allen gemeinsam ist. Wenn ich mich ausdrücke, wenn ich über andere oder mich spreche, so brauche ich Zeichen, die die andern auch brauchen. Wie kann ich aber meine Subjektivität im Sinne meiner Singularität ausdrücken? Ich habe ja bloß die Zeichen zur Verfügung, die andere auch verwenden. Zweifellos bin ich in vielem gleich wie die andern, aber die Frage nach mir selbst gilt vor allem dem, was unverwechselbar an mir selber ist. Man kann Ihre Frage also wohl so präzisieren, dass sie die nach der Singularität mitenthält. Diese Singularität erscheint stets als repräsentierte, in Zeichenkombinationen, die allen zur Verfügung stehen. Von da her stellt sich

unabweisbar die Frage nach dem eigenen Sein. Ich kenne mich selber nicht.

Vielleicht kann ich in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Sinn einer Therapie anfügen. Liegt er darin, sich selber kennenzulernen, oder gerade im Gegenteil, die Bilder von sich selber zu analysieren, im Sinne von sie aufzulösen? Bilder, die man von sich selbst hat, geben eine Orientierung. Ist das aber nicht eine Lüge? Andererseits: Wenn ich keine Bilder habe, bin ich frei. Diese Freiheit hat etwas Beängstigendes.

Man kann an dieser Stelle die Singularität mit dem Realen in Verbindung bringen. Ich habe vorher immer wieder das Imaginäre mit dem Symbolischen in einen Zusammenhang gebracht. Das Entsprechende gilt für den Bezug zum Realen. Das Reale des Symbolischen ist das, was sich als gleichbleibend im Symbolischen behauptet. Es gibt eine interessante topologische Figur von Lacan, die diesen Sachverhalt beleuchtet: Stellen Sie sich vor, das Sprechen wäre eine Art Kreisbewegung, aus dem sich allmählich ein Kranz bildet. Die Mitte bleibt leer; sie ist einerseits das Resultat des Sprechens – sie gibt Anlass, sie mit Sinn zu füllen, so dass etwas entsteht, was nicht in den ausgesprochenen Worten enthalten ist – andererseits wirkt dieser Ort des Sinns auch als Agens des Sprechens.⁸ Man könnte hier an die Metaphorik der Makkaroni denken. Man stellt sie her, indem man ein Loch nimmt und um es herum den Teig wickelt. Das Loch war natürlich nicht zuerst da, es wird aber auch nicht nachher hergestellt. Wir haben hier ein eigenartiges Verhältnis von Gleichursprünglichkeit. Das ist eine Illustration dessen, was die Kausalität im Bereich des Psychischen so problematisch macht.

8 Vgl. dazu Jacques Lacan, *Le séminaire IX, L'identification*, Sitzung vom 7.3.1962 (unveröffentl.)

